Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 14. 5. 1939 | Nr. 20

Kopf hoch!

Wer in diesen Wochen Gelegenheit hatte, die verschiedenen Siedlungsgebiete der Deutschen in Polen zu besuchen, ist mit starken Eindrücken von derartigen Reisen heimgekehrt. Sie lassen sich am besten zusammenfassen in der Feststellung, daß unser deutsches Volk wie der junge Wald im Sturm steht. Zwar biegen sich die Bäume, aber sie brechen nicht! Mit einem gesunden natürlichen Sinn brennt in allen Herzen die Gewißheit, daß nach Stürmen und Unwettern die Sonne immer noch siegreich die Wolkenwände überwunden hat.

Wer ahnt denn, was sich in dem weiten Lande in diesen Wochen der Erregung abspielt? Eine ganze Zeitungsausgabe würde nicht reichen, um all das zu schildern, was unsere Volksgenossen heute erleben. Wenn man mit den Leuten spricht, dann beißen sie die Zähne zusammen. Aber sie haben ein Leuchten in den Augen, das von Zuversicht und guter Hoffnung ist.

Jetzt erst beweist sich nämlich, was ein Kerl ist. Der Sturm scheidet die Spreu von den Körnern, die Spreu fliegt so weit weg und im Wind zerflattert sind die Phrasen, die manche Leute in den letzten Jahren so gern gebraucht haben. Aber jetzt erst zeigt sich, ob das, was wir in unseren völkischen Organisationen uns immer und immer wieder einprägten, ob das nur aus dem Munde, oder aus tieferen Regionen gekommen ist. Wo das Herz nicht besessen von der Treue zur Heimat, erfüllt von der Liebe zum Volkstum gewesen ist, da schwindet alle heroische Haltung mit dem Augenblick, da man nicht mehr große Worte machen kann, sondern nur die Tat als Beweis seiner Haltung vorzuweisen in der Lage ist. Scheiben kann man zertrümmern, aber unseren Glauben nicht. Firmenschilder kann man beschmieren, aber unsere Treue bleibt klar und rein.

Man muß einmal manche unserer alten Bauern erleben, die heute all die Unbill, die die Zeit mit sich bringt, ruhig beiseite schieben und mit festen Schritten durch die Welt gehen, sich nicht beirren lassen durch Gerüchte und Mießmacherei, die ihren Weg gehen, wie sie jahrzehntelang mit ruhig festen Schritten über ihre Felder gingen, um das Korn zu säen.

In jedem deutschen Bauern ruht das Bewußtsein, daß unser Volk ganz andere Zeiten überwunden hat als die heutigen. Unausgesprochen beweist ihr Handeln, beweist ihre Haltung, daß die Geschlechter deutscher Menschen Jahrhunderte hindurch an Kampf gewöhnt gewesen sind. Jugend und Alter stehen heute vereint in einer gemeinsamen Front, in der Front der Treue. Besser als in den vergangenen Jahren bekommt unser Feuerspruch in diesen Tagen seinen eigentlichen und tiefen Sinn. Er klingt jetzt plötzlich ganz anders in unseren Ohren und er dringt durch diese Ohren bis in unser Innerstes: „Was dich auch bedrohe ..."

All die Kleinmütigen und Schwachen möchte man einmal an die Hand nehmen und möchte sie durch die Siedlungen unserer deutschen Bauern führen. Sie würden erleben, daß gerade dort, wo die Leute weit voneinander wohnen, sich desto enger zusammenstellen. Je weiter ab sie sind von den Brüdern, desto stärker die Flamme in ihnen brennt. Von einem solchen Besuch kehrt man begeistert und gestärkt heim. Eine heil'ge Lohe hat die Menschen deutschen Blutes erfaßt. Ruhig und sicher stehen sie in der Erregung dieser Zeit, vertrauensvoll tun sie ihre Arbeit, getreu ihrem Herzen und getreu ihren Verpflichtungen gegenüber dem Staat, in dem sie leben. Sie wissen, nur an dieser ihrer Ruhe, an ihrer inneren Stärke und ihrem tiefen Glauben wird die Welle des Hasses, die augenblicklich über das Land geht, sich zerschlagen.

Daukwarth.

Wer jetzig Zeiten leben will...

Wer jetzig Zeiten leben will,
muß haben tapfer Herze;
er hab der argen Feind so viel,
bereiten ihm groß Schmerze.
Da heißt es stehn ganz unverzagt
in seiner blanken Wehre,
daß sich der Feind nicht an uns wagt;
es geht um Gut und Ehre.

Geld nur regiert die ganze Welt,
dazu verhilft Betrügen;
wer sich sonst noch so redlich hält,
muß doch bald unterliegen.
Rechtschaffen hin, rechtschaffen her,
das sind nur alte Geigen:
Betrug, Gewalt und List vielmehr,
klag du, man wird dir's zeigen!

Doch wie's auch kommt, das arge Spiel,
behalt ein tapfers Herze,
und sind der Feind auch noch so viel,
verzage nicht im Schmerze!
Steh gottgetreulich, unverzagt
in deiner blanken Wehre.
Wenn sich der Feind auch an uns wagt,
es geht um Gut und Ehre!

16. Jahrhundert.

Wikingerleben in aller Welt.

Von Hans Reetz.

Die Wikinger stammten aus den engen und kargen Ländern Skandinaviens; aber sie waren heldenhafte Nachkommen jener Nordvölker geblieben, die seit der Steinzeit in immer wiederholten waghalsigen Expeditionen den Erdball umfahren haben. So heißt es: „Tore segelte zeitig im Frühjahr nach Walland (Frankreich) und im Sommer segelte er durch den Närvesund (Straße von Gibraltar) und im Herbst nach Romaborg (Rom)." Auf einem Runenstein in Ostgötland heißt es: „Bauer Gulli hatte fünf gute Söhne. Tapfer fiel Asmund am Fyrisfluß (Mälarsee), um kam Assur fern in Ostrom, es ward auf Holm (Bornholm) Halfdan getötet, Kari starb bei Dundee (Schottland) und nur Bui ist zuhause gestorben."

Von Hause aus waren sie alle Bauern. Ich will nebeneinander setzen, was man über ihren Charakter anführen kann: Als einst im Kriege Boten die Wikinger nach ihren Herren fragten, erhielten sie die stolze Antwort: „Wir haben keine Herren; wir sind selber Herren und alle gleich." Verträge galten als mit jedem einzelnen geschlossen. Das mußten die Staatsmänner und Politiker, die mit ihnen zu tun hatten, sich sehr gut merken. Man kann diese Staatsform als eine Volksherrschaft von Aristokraten bezeichnen, eben, weil jeder Herr war, tatsächlich und rechtlich. Im eigenen Lande, auf ihren Höfen, bestanden sie gegen jedermann auf ihrem Recht und verteidigten es mit allem, was sie einsetzen konnten. Deshalb nahmen die Fehden nie ein Ende.

Die Wikinger waren keine primitiven Leute, sondern Männer auf der Höhe ihrer Zeit. Heute staunen wir über die Höhe ihrer technischen Intelligenz. Ihre Schiffe, die besten der damaligen Welt, waren halbstarre Konstruktionen von überlegener Bauart. Sie wurden gerudert und waren besegelt. In drei Tagen fuhr man damit von Dänemark nach England. Ihre Handels- und Transportorganisationen umfaßten die gesamte damalige Welt. Sie waren Helden und Händler mit Leib und Seele.

Die erste Wikingerfahrt datiert vom Jahre 793. Damals wurde das Kloster Lindisfarne in Nordengland besucht. Bald machten sie sich in allen Flußmündungen und Meeren bemerkbar. Mit einem Arm griffen sie, der uralten Völkerstraße folgend, die vom Finnischen Meerbusen bis zum Schwarzen Meer reicht, vom Osten her um Europa, mit dem anderen Arm über das Festland, über England und das Mittelmeer, vom Westen. Ihre Ausgangspunkte wurden befestigt und das Land systematisch durchstreift. Überall sehen wir Oberhäupter unter dem Titel Seekönige oder auch Neaskönige (nach den befestigten Vorgebirgen an der See benannt) mit starken Kriegsscharen sich niederlassen; vor allem an den handels- und kriegsstrategisch wichtigen Punkten. So bekamen sie — wie wir heute sagen würden — den Handel unter ihre Kontrolle. Auf Inselgruppen, wie den Orkneys, die die Seefahrt überhaupt beherrschten, faßten sie fest Fuß. Das Jahr 845 war eines der erfolgreichsten. Damals erschienen sie mit einhunderzwanzig Schiffen vor Paris und zogen erst ab, als Karl der Kahle ihnen siebentausend Pfund Silber und die Beute von Paris überlassen hatte. In demselben Jahre wurden auch Köln und das reiche Kloster Prüm in der Eifel genommen. Nach dem Jahre 900 ließen sie sich unter Herzog Rollo an der Seinemündung nieder, wurden Christen und nahmen die festländische Sprache an. Hier lebten sie als ein selbständiger Staat und trugen den Namen Normannen. Von hier aus gelang ihnen nach 1050 die Eroberung Unteritaliens und Siziliens und die Eroberung Englands. Auch das Russische Reich ist eine Gründung der Wikinger. Der Kern war Nowgorod, das 862 von Rurik und seinen Brüdern errichtet worden war. Die Residenz war Kijew. Von dort fuhren sie den Dnjepr hinab ins Schwarze Meer und erschienen mit einer Flotte vor Konstantinopel, das ihnen Tribute zahlen mußte. Um dieselbe Zeit gründeten norwegische Wikinger Island, das bald zu einem auch kulturell blühenden Gemeinwesen wurde.

Kurz nach 900 entdeckten die Wikinger Grönland. Ein isländischer Geschichtsschreiber der damaligen Zeit namens Ari schrieb darüber: „Das Land, welches Grönland genannt wird, wurde von Island aus entdeckt und besiedelt. Erich der Rote hieß der Mann, ein Breitfjorder, der von hier aus dorthin fuhr. Er gab dem Lande einen Namen und nannte es Grönland, d. h. „grünes Land". Er sagte, die Männer würden verlangen, dorthin zu fahren, wenn das Land einen schönen Namen habe." Diese Benennung war

Nachdenkliches
aus „Antonio Adverso".

Zu den „bestsellers" der Weltliteratur, d. h. zu den meist aufgelegten Büchern der letzten Zeit gehört der gewiß bedeutende Roman des Amerikaners Hervey Allen „Antonio Adverso", der im 60. Tausend auch in der deutschen Übersetzung der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart und Berlin erschienen ist. Die Zeit, in der dieser Roman spielt, ist die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. Die Französische Revolution wird von Napoleon überwunden. Im Schatten dieser Ereignisse steht die gesamte europäische Entwicklung.

Antonio Adverso ist als junger Lehrling in das schottische Kaufhaus seines Großvaters, des Mister Bonnyfeather in Livorno eingetreten. Er selbst ist irisch-schottischer Abkunft, lebt in Italien, hat einen deutschen Freund und von seinem Großvater soeben dessen französischen Kontor-Angestellten Toussaint zum Lehrer erhalten. Da heißt es im Roman:

Wozu braucht man den lieben Gott?

Bei diesen nachmittäglichen Spaziergängen, Vorlesungen und Vorträgen mit Toussaint zusammen war auch zum ersten Mal die Kunde von der Französischen Revolution an Antonios Ohr geklungen. Toussaint hatte sich anfangs zu ihrem Propheten aufgeworfen, wenn man ihm glauben durfte. „Der Mensch wird aus eigener Kraft den vollkommenen Staat hervorbringen, einfach durch seine Vernunft", schrie er. „Verstehen Sie das nicht? Wozu braucht man dabei den lieben Gott?"

„Lauter Quatsch!" sagte aber Mister Bonnyfeather, als Antonio ihn eines Abends über diese Dinge befragte. „Vollkommenheit ist gar nichts Neues. Es ist ein uralter Traum, den man eine Zeitlang vergessen hatte. Jetzt reden sie wieder davon mit neuen Worten. Verstehst du das denn nicht: wenn die Vernunft aus einem braven Menschen einen vollkommenen Menschen machen soll, dann ist eben die Vernunft der liebe Gott. Es ist bloß ein neues Wort für den Allmächtigen. Und wenn es nicht so ist, wenn sie mit ihrem Gerede die menschliche Vernunft meinen, dann frage ich: wie soll aus etwas Unvollkommenen etwas Vollkommenes werden? Außerdem", sagte er polternd, „muß man erst die richtigen Leute finden, und wo sind die?"

„Ich will dir etwas sagen", fuhr Mister Bonnyfeather fort, indem er aufstand und im Zimmer auf und ab schritt. „All dieses Gerede von Vollkommenheit und beständigem Fortschritt, das jetzt überall betrieben wird, ist populär, weil es angenehm zu hören ist. Hinter allem steckt aber ein Hauptgedanke, und von dem glaube ich nach all meiner Erfahrung und allem, was ich gelesen habe, daß er falsch ist. Dieser Rousseau, aus dem dein Lehrer dir immer vorliest, und von dem er dir immer erzählt, dieser Rousseau ist in erster Linie dafür verantwortlich. Nun paß auf, was das für ein Gedanke ist: es ist der Gedanke, die Natur des Menschen sei von Hause aus gut, man brauche ihn nur an seinen Stiefelschen in die Höhe zu heben, dann werde er zu Gott emporsteigen. Das mußt du nicht glauben. Wenn du das glaubst, bist du verloren."

Ein tiefer Abgrund schien sich vor Antonio aufzutun. Er blickte den Prinzipial erstaunt an, weniger um dessentwegen, was er gesagt, als wegen des Ernstes, mit dem er gesprochen hatte.

„Nein, nein, die Kirche hat schon recht," rief der Alte. „Die Menschen sind nicht so gut, wie sie behaupten oder gern sein möchten. Sie sind in Wirklichkeit böse. Außerdem: einen „Menschen" kenne ich gar nicht, ich habe immer nur Männer und Frauen getroffen, und mit Männern und Frauen zu tun gehabt,und die sind böse. Sie tun Böses, ob sie wollen oder nicht, selbst wenn sie gut sein möchten. Man muß demütig im Geist sein, um das zu glauben. Das ist überhaupt der eigentliche Sinn der Demut. Die Leute, die in einem fort die Welt verbessern wollen, sind stolz und hochmütig und brauchen keinen Gott. Die aber, die in sich selbst so viel als unvollkommen empfinden, werden es nie darauf anlegen andere vollkommen zu machen. Sie werden sich um sich und die anderen Sorgen machen; vielleicht werden sie, wenn dazu die Kraft reicht, freundlich sein, anständig und liebreich. Wenn man tausend solche Mitbürger fände, und an einem Ort zusammenbringen könnte, das wäre eine gute Stadt, um darin zu leben. Aber du wirst nie so eine finden. Eine solche Stadt darf man auf Erden nicht erwarten. Es ist die Civitas Dei, die Gottesstadt. Versteh doch: nur durch ein Wunder kann ein Mensch sich selber entfliehen. Dazu bedarf's einer Kraft, die über das Menschliche hinausgeht. Darauf läuft ja unsere Religion hinaus mit all ihren Fehlern. Sie ist ja auch zum Teil von Menschen geschaffen. Kannst du mich verstehen?"

„Ich kann es ungefähr verstehen", sagte Antonio.

„Später wirst du es fühlen und wirst es auch verstehen, wenn du nämlich erst schlecht genug bist. Gute Nacht!"

Der Junge erhob sich, um zu gehen, „Bin ich so böse?" fragte er.

Der Alte unterbrach plötzlich sein Auf- und Abgehen und kam an die Tür. Er legte Antonio beide Hände auf die Schultern und zog ihn an sich. Dann schob er ihm den Kopf nach hinten und blickte auf sein Gesicht nieder.

„Noch nicht," sagte er. Einen Augenblick hielt er den Jungen fest an sich gedrückt. „Gott behüte dich!" murmelte er.

Philosophie des Reisens.

Vinzenz Nolte ist Großkaufmann in Livorno und Antonio Adversos deutscher Freund. Antonio und Vinzenz sind jetzt beide Männer geworden Männer, deren Namen Achtung hat. Sie fahren zusammen in einer Kutsche nach Paris. Dabei entwickelt sich folgendes Gespräch:

„Sag mal, Vinzenz, hast du als praktischer Geschäftsmann schon einmal über die Philosophie des modernen Reiseverkehrs nachgedacht?" fragte Antonio plötzlich. Vinzenz sah unruhig auf.

„Nein".

„Sie lautet ungefähr so: keiner von uns ist damit zufrieden, in der Gegenwart zu leben und die Dinge so zu genießen, wie sie sind. Wir denken immer über die Vergangenheit oder über die Zukunft nach, entweder versuchen wir, etwas in Ordnung zu bringen, was schon geschehen ist, oder wir machen Pläne. Die Gegenwart gibt es infolgedessen für uns gar nicht. Sie ist, heutzutage wenigstens, nur eine Art Zwischenzeit. Mit anderen Worten: wir leben nicht, sondern sind immer nur auf dem Sprung, zu leben.

Reisen ist die einzige Ausnahme von dieser dauernden Unruhe des ständigen Werdens. Nur wenn wir reisen, sind wir so, wie wir sollen, nämlich gegenwärtig. Dann ist alles ganz lebendig und wirklich. Wir haben die Vergangenheit hinter uns gelassen, und die Zukunft muß auf uns warten. Man kann nichts für sie tun. So geben wir für eine kleine Weile unsere geliebte Rolle als Zinngießer des eigenen Schicksals auf und leben. Plötzlich ist es jetzt — eine kurze Zeit nur. Und dann sind wir glücklich; überrascht, wie schön es ist zu leben, und man selbst zu sein. Ich versuche in letzter Zeit alle Ziele als Teilstücke einer Reise aufzufassen, der großen Reise vom Anfang zum Ende, verstehst du?"

„Was für ein Philosoph du bist, Toni!" lachte Vinzenz.

also gewissermaßen ein Kniff; denn es war, obwohl das Klima damals günstiger war als heute, doch ein unwirtliches Land. Th. Steche schreibt in seinem kürzlich erschienenen Büchlein „Wikinger entdecken Amerika", er habe es so genannt, damit möglichst viele Siedler kommen sollten. Die grönländische Kolonie ging im späteren Mittelalter elend zugrunde.

In dem erwähnten Büchlein ist die Entdeckung Amerikas um das Jahr 1000 n. Chr. nach den Geschichtsquellen dargestellt. Der Entdecker war Leif Erichssohn, späterer Häuptling in Grönland, gestorben zwischen 1019 und 1032. Freilich ist die Entfernung nach Baffin-Land, Labrador und Neu-Fundland nicht größer als 500—1500 Kilometer, aber Spazierfahrten waren es in den offenen nordischen Booten, die dem Wellenschlag ausgesetzt waren, doch nicht. Nach neueren Forschungen scheint man den damals benutzten Weg wiederentdeckt zu haben. Er führt von der Südspitze Grönlands, Kap Farewell, zunächst nach dem alten „Helluland", d. i. die Küste von Süd-Labrador vor Kap Charles. Von dort ging die Fahrt wohl durch die Belle-Isle-Straße und den St. Lorenz-Golf nach dem heutigen Neu-Braunschweig. Da die Entdecker dort an der Nordgrenze des Weinstockes wildwachsenden Wein fanden, nannten sie das Land Winland, d. i. geographisch die heutige Miramichi-Bay.

Deutschland wurde von den Wikingern nur gelegentlich gestreift. Indessen gab es im Norden zwei bedeutende befestigte Plätze: Haithabu, 2 Kilometer südlich von Schleswig, und Vineta, das in der letzten Zeit unter der Stadt Wollin wieder entdeckt worden ist. Haithabu wurde kurz vor dem Jahre 1000 gegründet, und zwar als handelsstrategische Niederlassung am Ost—West-Weg, der aus dem Orient und dem Schwarzen Meer über die russischen Flüsse, durch die Ostsee nach Haithabu und von dort zum Westen nach Frankreich, England und dem Mittelmeer führte. Indem man an dieser Stelle die Waren eine kurze Strecke über Land beförderte, schnitt man den langen und sehr gefahrvollen Seeweg durch das Kattegat und Skagerrak ab. In späterer Zeit sind ja Lübeck und Kiel auf derselben Grundlage entstanden. Die Zeugen dieser weltumfassenden Umschlagstätigkeit gräbt man heute dort aus der Erde; Münzen aus Vorderasien, Schmuck aus Arabien und Rußland, westdeutsche und rheinische Tonwaren, englische Waren usw. Daneben wirkte ein tätiges und kunstsinniges Handwerk, das für die Ausfuhr arbeitete.

Unter Vineta, der alten von Sagen umwobenen Stadt, verbirgt sich die als Jomsburg bekannte Wikingersiedlung. Das Gründungsjahr liegt zwischen 950 und 970. Die Gründer waren Dänen unter Harald Blauzahn. Einen eingehenden Bericht darüber bietet die Jomswikinger-Saga. Bei den Jomsburgern handelt es sich um eine Ordensgemeinschaft von Männern. Frauen waren ausgeschlossen. Adam von Bremen hat um 1075 die „prächtige Stadt Jumne" geschildert und sie als die größte Stadt Europas angesehen. Jedenfalls war sie ein sehr bedeutender Platz, ein Handelsmittelpunkt wie Haithabu, voll von Reichtum und Gewerbe, aber auch der Ausgangs- und Stützpunkt gefürchteter Kriegsfahrten, die freilich mehrfach in der Vernichtung endeten. Später war das Leben dort friedlicher.

Die Geschichte der Wikinger ist die Geschichte der tatkräftigen Menschen des Nordens, die aus der Enge ihrer Heimat in den Raum der Geschichte strebten. Wir haben es mit einer Elementar-Gewalt zu tun, mit Menschen von unbändiger Willenskraft. Sie haben mit harten und entschiedenen Zugriffen die Welt bewegt und ihren Herrschaftsanspruch gestellt.

In ihrer Kunst tritt dieser Wille in seltener Reinheit vor uns, obwohl es sich darin ausschließlich um Kunstgewerbe handelt, um verzierte Gewandschnallen, Waffen und Schnitzereien an Schiffen und Geräten. Wie ihr Wille mit Gewalt in die Welt drängte, so drängen und wuchern die Gespinste ihrer Ornamente. Man denkt an das Gewaltmächtige des Barock. Ja, oft bleibt es bei einem blindwütenden Gestaltungsdrang, der die Möglichkeiten der Kunst sprengt. Es fiebert darin. Manchmal weht ein Traumgesicht vorbei. Dann aber steht man plötzlich vor Werken von hohem Geschmack und einer überlegenen Disziplin, die die Welt unter das Kommando nimmt.

„Wanderer, kommst Du nach Sparta ..."

Die Gräber der Helden von Thermopylä bei Marathon entdeckt?

Nach der Meldung eines italienischen Blattes aus Athen sind bei Ausgrabungen auf dem berühmten Schlachtfeld von Marathon in Attika spartanische Helme und Waffen gefunden worden, von denen man annimmt, daß sie den 300 Spartanern gehörten, die im Jahre 480 v. Chr. in der Schlacht bei Thermopylä gefallen sind.

Die heldenmütige Verteidigung des engen Gebirgspasses der Thermopylen zwischen Gebirge und dem Malischen Meerbusen durch 300 Spartaner, die den persischen Feind mit dem Opfer ihres Lebens aufhielten, ist in der Weltgeschichte als Beispiel aufopfernder Vaterlandsliebe bekannt geworden. Die schlichte Inschrift, die in rhythmischer Verdeutschung lautet:

„Wanderer, kommst du nach Sparta,
verkündige dorten du habest
uns hier liegen gesehn,
wie das Gesetz es befahl",

— nämlich das Gesetz der Aufopferung für den Staat. Mit ihren Leibern deckten die Spartaner den einzigen Zugang, den der persische Feind, von Nord-Griechenland kommend, nach Mittel-Griechenland, nach Attika und Athen benutzen konnten. Die Thermopylen waren also eine militärisch sehr wichtige Stelle, die eigentlich drei Engen zwischen Gebirge und Meer aufwies, von denen die eine, die zwischen Felsen verlief, schon im Altertum mit einer Mauer gesperrt war. Heute sind zwar durch Anschwemmungen und Verbreiterung der Küste diese Engen zum Teil verschwunden. Aber nur durch Verrat konnten damals die Perser unter Xerxes diese uneinnehmbare Stelle umgehen und die Spartaner niedermetzeln. Spärliche Reste des Grabmals ihres Königs Leonidas sind dort an der mittleren Enge noch zu sehen. Auch in Sparta selbst gibt es ein Denkmal von ihm in Marmor.

Nach jener Meldung aus Athen wären also die Körper dieser spartanischen Helden einst nach jener Stätte geschafft worden, an der zum Gedenken der Gefallenen der gewaltigen Entscheidungsschlacht zwischen Griechen und Persern am Rande der großen Ebene von Marathon ein Hügel noch heute sichtbar ist. Eine schlichte Marmorstele mit einem antiken Kriegerrelief, der Wiedergabe eines berühmten attischen Museumsstückes, ziert neben Grünanlagen diesen Hügel. Es ist jene denkwürdige Schlacht, an die uns auch der Marathonlauf (über 42,2 Kilometer) erinnert, und nach welcher der Siegesbote, in Athen anlangend, nur noch das Wort „Wir haben gesiegt" hervorstoßen konnte — im Griechischen ist es wirklich nur das einzige Wort „nenikamen!" — und dann tot zusammenbrach.

Der Sieg der Athener bei Marathon im Jahre 490 über die Perser unter den Feldherrn Datis und Artaphernes lag aber schon zehn Jahre zurück, als der Perserfeind zum zweiten Male Griechenland schwer bedrohte. Es ist daher wohl möglich, daß man die gefallenen spartanischen Helden von dem entfernten Thermopylä, wo schon aus Raumgründen und Gründen der Geländebeschaffenheit zwischen Fels und Meer nicht große Mengen von Kriegern an Ort und Stelle beigesetzt werden konnten, zu höherer Ehrung an jene Stelle brachten, wo bereits ein Heldengrab der Athener bestand. Der Hügel, der „Soros" genannt wird, war ursprünglich 12 Meter hoch und hatte 150 Meter Umfang.

Die Entdeckung einer Menge von spartanischen Helmen und Rüstungen auf dem Gebiet des Schlachtfeldes von Marathon ist auffällig, weil dort im wesentlichen Athener unter Miltiades kämpften; die Spartaner kamen zu dieser Schlacht zu spät zu Hilfe. So mag denn die Vermutung gerechtfertigt sein, daß es die tapferen 300 Kämpfer von dem entfernten Thermopylä sind, die später ebenfalls in Marathon beigesetzt worden sind.

Pagenschule in Berlin.

Treppensteigen als Lehrfach

Der in Reichenberg erscheinenden „Zeit", dem Gaublatt Konrad Henleins, entnehmen wir folgenden Zeit-Bericht:

Von Bildern, Wochenschauen oder eigenem Erleben sind sie uns bekannt — diese anmutigen weiblichen Pagen, die in ihren kleidsamen weißen Kostümen bei großen Festen des Staates und der Partei mit bezwingender Grazie ihren Dienst versehen. In besonderen Lehrgängen werden sie in der Anna-Herrmann-Schule in Berlin-Eichkamp auf ihre verantwortungsvolle Aufgabe vorbereitet. Über Sinn, Zweck und Art dieser Pagenschulung gibt uns nachstehend deren Leiterin Aufschluß.

Es ist für die Feste, die vom Staat und von der Partei gefeiert werden, charakteristisch, daß bei ihrer Ausgestaltung die Jugend repräsentativ beteiligt wird. Sie soll mit ihrer Lebensfreude, ihrer natürlichen Anmut und ihrem Schwung dem Fest die Frische geben, die zum Wesen des Festlichen gehört. Es ist nun selbstverständlich, daß man dazu in erster Hinsicht diejenige Jugend heranholt, die besonders repräsentativ wirken kann. Für die weibliche Jugend trifft dies vor allem bei den durch die Gymnastik Geschulten zu. Denn hier werden durch das Zusammenwirken von geistigen und körperlichen Bildungsmomenten Menschen erzogen, die bei aller Natürlichkeit des Wesens, ja gerade dadurch, eine repräsentative Wirkung haben. Dies ist besonders wichtig für internationale Festlichkeiten, bei denen die weibliche Jugend das weibliche Deutschtum darstellen soll. Hier eröffnet sich eine verantwortungsvolle, aber auch schöne Aufgabe für die weibliche Jugend, und die Reichsregierung legt mit Recht Wert auf ihre gewissenhafte Durchführung.

Da der Jugend hier eine Aufgabe gestellt ist, die sie bisher nicht gekannt hat, muß sie vorbereitet, muß sie geschult werden. Es ist der Anna-Herrmann-Schule in Berlin erstmalig aufgetragen worden, zum Sommerfest auf der Pfaueninsel, das im August 1937 von der Reichsregierung für die Olympiateilnehmer veranstaltet wurde, 50 weibliche Pagen zum Ehrendienst zu stellen und hierfür auszubilden. Da dieser Versuch glückte, wurde im gleichen Jahr für den „Tag der deutschen Kunst" in München die Zahl der Pagen, entsprechend dem Ausmaß des Festes, bereits auf 150 erhöht. Seither wird die Pagengruppe immer wieder bei besonderen Anlässen, insbesondere für internationale Veranstaltungen, herangeholt.

Die Kerntruppe der Pagen bilden die Schülerinnen unseres Ausbildungsseminars. Ihnen ist die Führung der Gruppe anvertraut, gleichzeitig sollen sie aber auch Vorbild sein für die übrigen Mitwirkenden, die wohl den Pagenlehrgang durchmachen, aber nicht ständig gymnastisch geschult werden. Neben dem Dienst des Repäsentierens ist der eigentliche Sinn des Pagendienstes, das junge Mädchen in seiner weiblichen Anmut darzustellen! Fernab von jeder bewußten Geste, von jedem gewollten Ausdruck, sollen hier Jugend und Schönheit durch sich selber sprechen, der Eindruck des Schönen und Wohlgebildeten, ein Resultat gymnastischer Erziehung, unbewußt wirken. Die Aufgabe der gymnastischen Schulung ist es, das junge Mädchen zu diesem unbewußten Ausdruck seiner selbst hinzuführen, und dies ist es gerade, was die Pagenschule zu einer so befriedigenden Aufgabe für uns macht: daß sie dem jungen Mädchen aus der Natürlichkeit seines Wesens nicht nur eine Formung, sondern eine „Haltung" geben will — Haltung hier nicht nur verstanden als Körperhaltung, sondern in dem tieferen Sinn als Ausdruck der Persönlichkeit —, damit es die Aufgaben des Lebens auch repräsentativ erfüllen kann.

Die weibliche Haltung ist für die Frau das Spiegelbild ihrer Innerlichkeit. In ihr offenbart sie die Grundzüge ihres natürlichen Wesens: Geschlossenheit, Gehaltenheit, ja Verhaltenheit des Charakters, und es ist zu beobachten, daß hierin gerade der Reiz ihrer weiblich-fraulichen Anmut begründet liegt. Damit das Natürliche in der Haltung nicht verloren geht, muß in der gymnastischen Erziehung des jungen Mädchens sehr vorsichtig vorgegangen werden. So schalten wir die sogenannte Ausdrucksbewegung, wie man sie früher in der Gymnastik angestrebt hat, vollkommen aus und vermeiden jeden Übergriff in die künstlerisch-tänzerische Schulung. Wir bringen den jungen Menschen nur an reale Aufgaben heran, die dem wirklichen Leben entnommen sind und zum wirklichen Leben hinführen.

In der speziellen Pagenschulung stellen wir alle Mitwirkenden, die in schneeweiße, von Prof. von Arent entworfene Kostüme gekleidet sind, auf die Aufgaben ein, die das Fest jeweils in seiner Besonderheit verlangt. In jedem Fall muß das freie und sichere Bewegen im Raum geübt werden, das ruhige Schreiten, das beherrschte Auf- und Absteigen einer Treppe, das freie Tragen und geschickte Übergeben eines Gegenstandes und eine anmutige Verbeugung. Kann doch die Aufgabe lauten, selbst hohe und höchste Gäste zu empfangen, dem Gast das Geleit zu geben oder ihm die Festgabe zu überreichen. Intelligenz und Aufnahmefähigkeit gehören zum Pagendienst, um besondere Wünsche des Gastes mit Geschick und Verständnis erfüllen zu können. Sehr zustatten kommen dem Pagen dabei Sprachkenntnisse.

Zumeist aber ist die Aufgabe an die Gesamtgruppe gestellt, sie erfordert dann besondere Einfühlung in die Gruppengemeinschaft und diszipliniertes Verhalten. Gerade die Einfühlung in die Gruppengemeinschaft macht manchem Pagen mehr Schwierigkeiten als man glauben möchte. Oft fällt es dem Pagen leichter, persönliche Ungeschicklichkeiten abzulegen, als in der Gruppenschulung die Beziehung zu seinem Partner zu finden. Aber gern werden die Mühen der Schulung ertragen in der freudigen Erwartung des Festes, das die Pagen nach Beendigung ihres Dienstes als Gäste aufnimmt.

Frühlingsgebet.

Hinter den Hügeln schlafen die Winde,
aber du fühlst, sie schlafen nicht lang ...
An den Ästen springt schon die Rinde,
keimt der erste Knospendrang —
und du siehst, wie rings die Erde
dunkel den weißen Schnee durchdringt ...
Daß der Himmel voll Sonne werde,
bettelt dein Herz nun und braust und klingt.

Weil die Winde nun bald erwachen
mit aufjauchzender Frühlingskraft,
fühlst dein Blut du zittern und lachen,
und in den Stämmen treibt der Saft.
Aus dem Dunkel schlafender Träume
dämmert dein Sinn dem Lebendigen zu,
und wie Brüder sind dir die Bäume,
denn sie gedeihen und wachsen wie du.

Horch! Schon werden zum Sturm die Lüfte ...
hinter den Hügeln erwachen sie schon.
Feurige Sehnsucht sprengt die Grüfte,
und die taumelnden Wolken lohn.
Sonne! Sonne! Aus duftenden Becken
bringt die Erde dir seligen Dank,
die du zum Leben kannst erwecken,
Täler, die schliefen, und Herzen, die krank!

Die du die Wesen füllst mit Sehnen,
scheuche das Dunkel, verscheuche das Weh!
Sonne! Sonne! O tilge die Tränen,
wie du tilgst den Winterschnee!
Wenn dein Glanz die Stürme begleitet
leuchtend auf wilder Wanderschaft,
halten die Arme ausgebreitet
Tausende, denen die Brust sich weitet,
die eine selige Sehnsucht leitet,
Jugend zu trinken und Licht und Kraft ...

Wenn dein Glanz die Stürme begleitet,
Sonne! o gib uns deine Kraft! ...

Franz Evers

Wo sich das Herz zum Herzen findet.

Heiratsmarkt in Liebau.

DV. Am Himmelfahrtstag, der wohl überall ein Wandertag ist, ziehen im Riesengebirge alljährlich Tausende nach Liebau — zum Heiratsmarkt. Das ist ein großes Volksfest der Berg- und Dorfbevölkerung, das nach alter Sitte gefeiert wird, wenn auch die Form des Brautwerbens sich mit den Anschauungen gewandelt hat. Waren es früher die „Alten", die an diesem Tage die Ehen ihrer Kinder vermittelten — wobei der Geldsack oft weit häufiger als das Herz die ausschlaggebende Rolle spielte — so sind es heute die Burschen und Mädchen selbst, die ihr Lebensschicksal entscheiden. Die Brautschau aber, die ist geblieben, und manches Mädchen, mancher Bursch vertauscht sein Festabzeichen, ein kleines Herz mit dem Spruch „Ich bin noch zu haben", im Laufe des Tages mit einem anderen, auf dem dann „Ich bin schon vergeben" steht ...

Ist dann der so sehnlich erwartete Tag angebrochen, dann tönen die Glocken mit besonderer Feierlichkeit über Täler und Höhen, auf deren jungem Grün tausende von Tautropfen im Licht der Morgensonne funkeln. Auf allen Wegen und Stegen ziehen festlich gekleidete Menschen in ihren schönen, alten Trachten nach Liebau, wo der große Marktplatz und die angrenzenden Straßen über und über mit jungem Maiengrün geschmückt sind und inmitten des Marktes eine große Tanzdiele aufgebaut ist. Nahebei auf der Gemeindewiese sorgt ein Jahrmarkt mit Karussells, Schießbuden und anderen Belustigungen für Abwechslung.

Mittags ist Platzkonzert auf dem Markt. Das gibt den Burschen und Mädchen Gelegenheit zum Promenieren, zumal es heute auch nicht mehr so streng zugeht wie einst, da sie voneinander geschieden promenierten, und die Annäherung mit Lachen und Scherzworten hinüber und herüber begann. Am frühen Mittag sammelt sich alles zum Festzug durch die Stadt, der durch die bunten Trachten des Riesen- und Isergebirges ein lustiges, farbenfrohes Bild bietet. Ist er beendet, kommt die jüngste Jugend mit einem Kinderfest zu ihrem Recht und auch für die Alten beginnt dann das Vergnügen.

Die heiratslustige Jugend füllt bald die Tanzdiele, die Alten aber haben an den Hoffnungen und Wünschen ihrer Kinder reichlichen Gesprächsstoff, wenn sie auch nicht mehr über deren Köpfe hinweg die Heiraten beschließen. Aber was „Er" oder „Sie" mitbringt oder mitbekommt, von der Truhe bis zu den Kühen und Kälbern, das „Ausgedinge" für die Alten, das bewegt heute noch die Gemüter wie einst, wird gewichtig und bedachtsam besprochen wie Sorgen und Hoffen um Wachsen und Gedeihen in Feld und Flur.

Und das Ende — das ist für manches glückliche Paar der Weg zu Kirche und Standesamt.